

namentlich für die brisanten innerkirchlichen und theologischen Probleme der erzbischöflichen Zeit kaum noch zu überschauenden Literaturfülle. Die Bedeutung dieser grundsoliden und umfassend dokumentierten Studie für die Geschichte des Erzbistums München und Freising liegt auf der Hand. Über die diözesanengeschichtlichen Belange hinaus leistet sie jedoch auch einen gewichtigen Beitrag zur bayerischen und allgemeinen Kirchengeschichte und wirft in nicht wenigen Passagen zum einen neues Licht auf die binnenkirchlich-theologischen Konflikte im Umfeld des Ersten Vatikanums, zum anderen auf die mit dem Schlagwort „Kulturkampf“ subsumierten Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche. Daß sich der Verfasser bei der Bewertung heikler Vorgänge und beim abschließenden „Versuch einer Bilanz“ große Zurückhaltung auferlegt, soll nicht unerwähnt bleiben. Der Leser wird dies je nach Standpunkt und Erwartungshorizont positiv oder negativ empfinden.

Regensburg

Karl Hausberger

*Franz Xaver Bischof: Theologie und Geschichte.* Ignaz von Döllinger (1799–1890) in der zweiten Hälfte seines Lebens. Ein Beitrag zu seiner Biographie (= Münchener Kirchenhistorische Studien 9) Stuttgart – Berlin – Köln (W. Kohlhammer) 1997, Ln. geb., 34, 508 S. ISBN 3–17–014845–1.

Ohne Zweifel ist Ignaz von Döllinger, von 1826 bis 1871 Professor der Kirchengeschichte an der Universität München, zu den profiliertesten Gestalten des europäischen Katholizismus im 19. Jahrhundert zu zählen. Er hat sich nämlich während seines jahrzehntelangen akademischen Wirkens nicht nur zum führenden katholischen Kirchenhistoriker seiner Zeit und zum entschiedenen Verfechter einer geschichtlich ausgerichteten Theologie entwickelt, sondern war von seinem ganzen Naturell her zugleich ein Mann der Öffentlichkeit, der wie kaum einer seinesgleichen am aktuellen kirchlichen und politischen Leben Anteil nahm: zunächst im Görres-Kreis als kämpferischer Verteidiger der Freiheit der Kirche gegenüber der Staatsgewalt sowie als Bannerträger des Ultramontanismus, dann – nach der Zäsur von 1848 und einem Jahrzehnt behutsamer Neuorientierung – seit Anfang der sechziger Jahre als scharfer Kritiker

der innerkirchlichen Entwicklung im Pontifikat Pius' IX., wobei ihm sein Widerstand gegen die Papstdogmen des Ersten Vatikanums schließlich 1871 die Exkommunikation eintrug und mit ihr die bis ans Lebensende während kirchliche Isolation.

Zwar hat Döllinger noch im Jahrzehnt seines Todes eine umfassende Biographie aus der Feder seines altkatholischen Schülers Johann Friedrich erhalten, doch fehlt es diesem wegen seiner Materialfülle bis heute unentbehrlichen dreibändigen Werk (München 1899–1901) nicht allein an kritischer Distanz; es ist zudem als apologetische Heldendarstellung konzipiert, bietet deshalb eine recht subjektive Auswahl von Quellen aus Döllingers Nachlaß und behandelt überdies dessen letzten Lebensabschnitt nur noch summarisch. Das katholische Döllinger-Bild aber blieb lange Zeit geprägt von der erstmals 1892 erschienenen „Charakteristik“ des Innsbrucker Jesuiten Emil Michael, die in polemischer Verzerrung Döllinger zum großen Abtrünnigen des deutschen Katholizismus stempelte, zum „Apostaten“, der aus purem Gelehrtenstolz nicht fähig und willens war, sich dem kirchlichen Urteil zu unterwerfen. Erst im Umfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils und des von ihm bewirkten innerkirchlichen Klimawechsels nahm dieses gängige Döllinger-Bild neue, differenziertere und damit auch gerechtere Konturen an, denn seit der Mitte der fünfziger Jahre waren sukzessive wichtige Quellenbestände kritisch ediert worden, vor allem bedeutende Teile von Döllingers umfanglicher Korrespondenz mit Lord Acton, Lady Blennerhassett, Joseph Edmund Jörg und anderen Zeitgenossen. Die wesentlich verbreiterte Quellenbasis zeitigte seither eine stattliche Anzahl historischer und systematischer Untersuchungen, die in ihrer Quintessenz Döllinger – gleich anderen wiederentdeckten Theologen des 19. Jahrhunderts wie John Henry Newman oder die katholischen Tübingen – als „Wegbereiter heutiger Theologie“ erscheinen lassen. Da die genannten Editionen aber zuvorderst neues Licht auf die zweite Lebenshälfte des Münchener Gelehrten werfen, wurde die kritische Aufarbeitung der letzten Lebensjahrzehnte wie von selber zum vorranglichsten Desiderat der Döllinger-Forschung.

Dieser komplexen Thematik ist die hier vorzustellende umfangreiche Studie – eine vom Kirchenhistoriker Manfred Weitlauff angeregte und 1995 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Uni-

versität München als Habilitationsschrift angenommene Untersuchung – gewidmet. Sie verfolgt das Ziel einer zusammenhängenden Darstellung von Döllingers zweiter Lebenshälfte, und zwar „unter besonderer Berücksichtigung der Spätzeit Döllingers, die das letzte Drittel seines Lebens von 1861 – er war damals bereits 62 Jahre alt! – bis zu seinem Tod 1890 umfaßt“ (S. 9). Darüber hinaus ist es die erklärte Absicht des Verfassers, innerhalb dieses zeitlichen Rahmens nicht nur den Theologen und Gelehrten, sondern auch den Kirchenpolitiker und Kirchenkritiker eingehend zu würdigen, um solchermaßen „in Verbindung von personen- und zeitgeschichtlicher Darstellung und unter Einbeziehung der vielfältigen Kontakte Döllingers mit führenden Repräsentanten des geistigen, religiösen, kulturellen und politischen Lebens die Gesamtpersönlichkeit in ihrer Entwicklung und in ihrem historischen Umfeld zu erfassen“ (S. IX). Dabei hält Franz Xaver Bischof zwar an der seit langem üblichen Einteilung von Döllingers Leben und Wirken in drei Schaffensperioden fest, knüpft aber im Unterschied zur jüngeren Döllinger-Forschung, die die erste Periode um die Jahrhundertmitte enden läßt, mit plausiblen Gründen wieder an die ältere Einteilung an, nach welcher diese Periode 1861 abschließt, d.h. zu dem Zeitpunkt, da Döllinger seine seit langem sich anbahnende theologische wie kirchenpolitische Neuorientierung bewußt bejahte und in den vielzitierten Odeonsvorträgen auch nach außen hin kundtat. Die zweite, kampferfüllte Periode, die zugleich den Schlüssel zum Verständnis des „nachvatikanischen“ Döllinger liefert, endet mit der Exkommunikation 1871, gefolgt von einer dritten, die die beiden letzten Lebensjahrzehnte kirchlicher Isolation umfaßt. Der geistes- und theologiegeschichtliche Grundtenor indes, den die zweite Lebens- und Schaffensperiode mit der dritten gemein hat und der beide aufs engste verklammert, ist mit dem Obertitel „Theologie und Geschichte“ trefflich ins Wort gebracht. Denn die Sache, um die es Döllinger seit den sechziger Jahren vor allem ging, also lange vor dem Konzil und bis an sein Lebensende, war die Überwindung der Spannung von Dogma und Geschichte, einer Spannung, an der er (anders als die „römische“ Schule, die diese kaum wahrnahm oder nicht wahrnehmen wollte) zuinnerst litt, ohne jedoch hierfür – und darin liegt ein Gutteil seiner Tragik als „Bahnbrecher und führender Vertreter einer katholischen geschichtlichen Theolo-

gie“ (S. 498) – selbst eine überzeugende Lösung zu finden.

Im angesprochenen zeitlichen und thematischen Rahmen stützt sich Bischofs Studie keineswegs nur auf die oben genannten Quelleneditionen und eine sehr breitgestreute Döllinger-Literatur, sondern basiert in nahezu allen Belangen auch auf eigenen archivalischen Forschungen, die in zwei Dutzend Archiven des In- und Auslandes durchgeführt wurden und es dem Verfasser ermöglichten, auf einer erheblich verbreiterten Quellengrundlage viele bislang nicht oder nicht hinlänglich bekannte Facetten von Döllingers weitgespanntem Wirken herauszuarbeiten und ein sehr differenziertes Bild des Münchener Gelehrten zu zeichnen. Als diesbezüglich besonders ergiebig erwies sich selbstredend der umfangreiche Nachlaß Döllingers, der sich größtenteils in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek, zu kleineren Teilen in der Münchener Universitätsbibliothek und im Bistumsarchiv der altkatholischen Kirche Deutschlands in Bonn befindet, aber auch die Durchsicht der Nachlässe wichtiger Zeitgenossen, so insbesondere der Acton- und Blennerhassett-Papers in der Universitätsbibliothek Cambridge sowie des Döllinger-Briefwechsels mit dem britischen Premierminister Gladstone in der British Library in London. Einen weiteren wichtigen Strang der Überlieferung bilden für die Untersuchung die „amtlichen“ Quellen der staatlichen und kirchlichen Archive, namentlich die einschlägigen Bestände des Bayerischen Hauptstaatsarchivs und des Vatikanischen Geheimarchivs, wobei der Verfasser für die Vorgänge um Döllingers Indizierung auch das der Forschung bislang nur in Ausnahmefällen zugängliche Archiv der Glaubenskongregation konsultieren konnte.

Nach einem einleitenden Überblick über die Forschungsgeschichte und den durch sie bewirkten Wandel des Döllinger-Bildes im bereits angesprochenen Sinne skizziert das I. Kapitel unter der Überschrift „Im Dienste der Kirche seiner Zeit“ Döllingers Leben und Werk bis zur Zäsur der sechziger Jahre. In diesem Zeitraum gerierte sich der vom Geist der Romantik geprägte Münchener Gelehrte als streitbarer Verfechter eines um die Befreiung der Kirche von staatlicher Bevormundung kämpfenden und zugleich restaurativen Katholizismus, der die ultramontane Konzentration der zweiten Jahrhunderthälfte mit vorbereiten half. Im Revolutionsjahr 1848 sah sich Döllinger als

geistiges Haupt des Parlamentskatholizismus in der Frankfurter Nationalversammlung und als maßgeblicher theologischer Berater der ersten deutschen Bischofskonferenz in Würzburg zweifellos auf dem Höhepunkt seines Ansehens in der ersten Lebenshälfte. Doch bald danach verzichtete er zugunsten der wissenschaftlichen Forschung auf kirchenpolitische Aktivitäten, so daß um die Jahrhundertmitte die literarisch fruchtbarste Periode seines Lebens anhub, in der er die Enge konfessionalistischer Geschichtsschreibung allmählich überwand und sich mit grundlegenden Werken der Quellenkritik – so insbesondere durch die Studien „Hippolytus und Kallistus“ (1853) und „Die Papst-Fabeln des Mittelalters“ (1863) – den Ruf eines wissenschaftlichen Theologen von Rang weit über die Konfessions- und Landesgrenzen hinaus verschaffte. In zeitlicher Parallele zu solch bahnbrechender Forschungstätigkeit setzte ein höchst vielschichtiger Prozeß der geistigen Um- und Neuorientierung ein, hinter dem als Haupttiefbedern all jene Anliegen standen, denen Döllinger nachmals in seiner berühmten „Rede über Gegenwart und Vergangenheit der katholischen Theologie“ auf der Münchener Gelehrtenversammlung im Herbst 1863 programmatischen Ausdruck verlieh, zuvorderst die Einsicht in die Notwendigkeit einer geschichtlich orientierten Theologie, einer Verteidigung des Glaubens mit zeitgemäßen Waffen und einer Verständigung zwischen den christlichen Kirchen und Konfessionen.

Es dauerte bis Anfang der sechziger Jahre, ehe sich Döllinger der Konsequenzen dieses Entwicklungsprozesses voll bewußt wurde und sich selbst eingestand, daß seine Neuorientierung gegensätzlich zur innerkirchlichen Entwicklung verlief und sich deshalb sein persönliches Verständnis von Theologie und Kirche je länger, desto weniger mit den Interessen und Zielvorstellungen jener ultramontanen Richtung decken konnte, die unter Pius IX. massiv zur Alleinherrschaft drängte. Die Tragweite dieses Spannungsverhältnisses wurde dem Gelehrten erstmals offenkundig an der Reaktion auf die schon erwähnten Odeonsvorträge über die Kirchenstaatsfrage, in denen er, gestützt auf die Erfahrungen seiner 1857 unternommenen Studienreise nach Rom, eine breitere Öffentlichkeit über die desolante Situation des päpstlichen Staates aufklären und mit dem Gedanken vertraut machen wollte, daß Papsttum und Kirche keineswegs untrennbar mit der in Agonie befindlichen

weltlichen Herrschaft des römischen Pontifex verbunden seien. Denn jetzt brach eine breite Front von Angriffen und Verdächtigungen über ihn herein, die die Rechtgläubigkeit des bislang als Garanten der Orthodoxie geltenden Kirchenhistorikers in Zweifel zog. Darob zutiefst irritiert, versuchte Döllinger zwei Jahre später, auf der von ihm initiierten Münchener Gelehrtenversammlung die in der Kirche auseinanderstrebenden Kräfte zu bündeln, bewirkte aber mit seiner programmatischen Rede, die der Verständigung zwischen „römischer“ und „deutscher“ Theologie dienen sollte (Verfasser hebt hier wie in ähnlichen Fällen mit Recht hervor, daß der in solchen Schlagworten vernehmbare nationale Ton der Sache selbst eher abträglich war), das Gegenteil, nämlich eine Scheidung der Geister. Die scharfe römische Antwort auf den großangelegten Vermittlungsversuch, erteilt durch das Breve „Tuas libenter“ vom 21. Dezember 1863, welches zugunsten einer Uniformierung des theologischen Denkens im Sinne der neuscholastisch-„römischen“ Schule jede offene wissenschaftliche Diskussion abschnitt, und die gleichfalls durch die Gelehrtenversammlung mitverursachte Enzyklika „Quanta cura“ vom 8. Dezember 1864, die mit dem ihr beigegebenen „Syllabus errorum“ der modernen Welt und ihren Errungenschaften ebenso kompromißlos wie pauschal den Kampf ansagte, haben Döllingers kirchliches Selbstverständnis aufs schwerste erschüttert. Und weil er sich von beiden päpstlichen Verlautbarungen persönlich getroffen fühlte, geriet er am Vorabend des Konzils – übrigens auch unter dem nachhaltigen Eindruck, den die von Paul Hinschius besorgte kritische Ausgabe des frühmittelalterlichen Fälschungswerkes der Pseudoisidorischen Dekretalen (1863) auf ihn machte, sowie aufgrund eigener Studien zur Papstgeschichte – zunehmend deutlicher in Konflikt mit dem kirchenpolitischen Kurs in Rom und in eine dezidiert kirchenkritische Position.

Das II. Kapitel „In den Auseinandersetzungen mit dem Ersten Vatikanischen Konzil (1869/70)“ schildert minutiös Döllingers Kampf gegen das Konzil und die von diesem zu gewärtigenden dogmatischen Beschlüsse, welche letztere seiner theologischen Überzeugung nach in eklatantem Widerspruch zur gesamten kirchlichen Tradition standen. Persönlich schwer verwundet, weil man ihn bei der Berufung der Konzilskonsultoren übergang, und aufgeschreckt durch überzoge-

ne Berichte, die im offiziösen kurialen Sprachrohr „Civiltà Cattolica“ und andernorts erschienen, ließ Döllinger seinen ursprünglichen Plan der Abfassung einer historischen Denkschrift zum Konzil fallen und begab sich auf das Feld anonymer Publizistik, dabei, wie Verfasser augenscheinlich macht, geleitet von der Absicht, durch die Mobilisierung der Öffentlichkeit den Minoritätsbischöfen den Rücken zu stärken bzw. auf die Kirchenversammlung insgesamt Druck auszuüben. Allerdings zeitigte seine ätzende Kritik in der Streitschrift „Janus“ vor und den „Quirinus“-Briefen während des Konzils eine eher gegenteilige Wirkung, zumal Döllinger in seiner eigentlichen Aufgabe als renommierter Vertreter der Kirchengeschichte, nämlich der Minorität historisch unanfechtbares Material zu liefern, versagt hat – ein aus seiner damaligen Stimmungslage zwar verständliches, aber gleichwohl bedauerliches Unvermögen, das er gegenüber Lord Acton auch eingestand.

Der weitere Gang der Darstellung, die dem letzten Lebensabschnitt Döllingers vom Ende des Konzils bis zum Tod des Gelehrten gewidmet ist, sei hier nur noch schlagwortartig skizziert. Das III. Kapitel „Der ‚Fall Döllinger‘“ beleuchtet detailliert die Tragödie der Exkommunikation durch den Münchener Erzbischof Gregor von Scherr am 28. März 1871 und deren Folgen; das IV. Kapitel „Isoliert“ schildert Döllingers Rolle bei der Entstehung der Altkatholiken und ihrer Festigung zur kirchlichen Gemeinschaft. Daß für den exkommunizierten Gelehrten unter dem Eindruck der schmerzlichen Zäsur von 1871 ökumenische Zielsetzungen ein besonderes Gewicht erhielten, für die er bereits 1872 mit vielbeachteten Vorträgen „Ueber die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen“ den Boden zu bereiten versuchte, um sie dann in den beiden Bonner Unionskonferenzen von 1874/75 zu konkretisieren, wird eingehend im V. Kapitel „Ökumenische Hoffnungen und Enttäuschungen“ aufgezeigt, wobei Verfasser resümiert, daß Döllingers diesbezüglicher Einsatz ungeachtet des Scheiterns der genannten Konferenzen eine „Pionierleistung“ darstellt. Die Untersuchung schließt mit einem Überblick über „Döllingers literarische Tätigkeit 1871–1890“ (VI. Kapitel) und einer Schilderung der Umstände von Döllingers „Krankheit und Tod“ (VII. Kapitel). Bemerkenswert erscheint mit Blick auf das vorletzte Kapitel vor allem die Tatsache, daß dem Gelehrten in den Jahrzehnten der kirchli-

chen Isolation kein größeres eigenständiges Werk mehr glückte. Obschon ihn die Projekte „Cathedra Petri“ und „Pseudoisdor und Pseudokyrrill“ bis zuletzt beschäftigten, kam er über die Sichtung des Materials nicht hinaus. Nicht einmal die geplante historische Rechtfertigung seines Bruchs mit der Kirche, die ihn verstoßen hatte, die er aber selbst als Exkommunizierter noch anerkannte, ist ihm gelungen. Offenbar fehlte ihm die innere Souveränität, um die Resultate langjähriger Denkprozesse in eine definitive schriftliche Gestalt zu bringen, und gewiß hat er auch konstatiert, daß die Rezeption der Papstdogmen von 1870, die er gleich den Führern der Konzilsmajorität vom Schläge Mannings oder Senestreys im maximalistischen Sinne aufgefaßt hatte, nicht in deren tatsächlicher Aktuierung aufging, daß sich vielmehr das dogmatisierte Primatsverständnis in einer „gemäßigteren“ Weise fortentwickelte, als von ihm befürchtet worden war. So trifft wohl das vielzitierte Selbstbekenntnis „Je suis isolé“ am besten die Gemütsstimmung des späten Döllinger, der jeden kirchlichen Rekonziliationsversuch zurückwies, aber auch nicht den Weg ins Schisma der altkatholischen Kirche ging, bei deren Entstehung er weniger durch eigenes Zutun als durch die Autorität seines Namens eine maßgebliche Rolle gespielt hatte.

Bescheiden gibt Bischof seine ungemein materialreiche und in gepflegter Sprache abgefaßte Studie als „Beitrag“ zur Biographie Döllingers aus. Zumindest für die drei letzten Lebensjahrzehnte des Münchener Gelehrten ist sie bereits eine solche, und zwar eine Biographie, die auf hohem wissenschaftlichen Niveau steht. Aber auch die vorausgehende „Skizze von Döllingers Leben und Werk“ bis zur Zäsur von 1861 ist vorzüglich gelungen. Dabei fesselt die Darstellung als ganze den Leser nicht zuletzt auch deshalb, weil Verfasser immer wieder deutlich werden läßt, wie sich in Döllingers bewegtem Leben die großen Wandlungen, Umbrüche und Kämpfe seiner Zeit, die nahezu das ganze 19. Jahrhundert umfaßt, spiegeln. Hervorzuheben sind ferner die ruhige Sachlichkeit der Argumentation und das Bemühen um ein ausgewogenes Urteil, das bei aller Sympathie für Döllinger offenkundige Schwächen in dessen Charakter oder Handeln keineswegs beschönigt. Alles in allem stellt diese Habilitationsschrift einen bedeutenden Beitrag zur Kirchen- und Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts dar, innerhalb derer Döllinger mit seinen internationalen Beziehungen

eine Schlüsselposition eingenommen hat, dazu einen nicht minder gewichtigen Beitrag zur Geschichte der Theologischen Fakultät der Universität München, die ihren Gelehrtenruhm im steigenden 19. Jahrhundert zu einem Gutteil Döllinger verdankte.

Regensburg

Karl Hausberger

Hubert Wolf (Hrg.): *Zwischen Wahrheit und Gehorsam*. Carl Joseph von Hefele (1809–1893), Ostfildern (Schwabenverlag) 1994, geb., 15, 338 S., ISBN 3-7966-0732-2.

Einhundert Jahre nach dem Tod des bedeutenden Wissenschaftlers und Bischofs erschien der vorliegende Sammelband.

Carl Joseph von Hefele war von seinem Wesen und von seinem Lebensgang her ein vielschichtiger Mensch. Das kommt auch in den Beiträgen dieses Bandes zum Ausdruck.

Rudolf Reinhardt gibt einen Überblick über den Lebensgang Hefeles. Darin kommen gegenüber früheren Hefele-Darstellungen in gedrängter Form die neuen Gesichtspunkte und Wertmaßstäbe zur Sprache, die der Verf. in seinen zahlreichen Forschungen zur Tübinger Theologischen Fakultät im allgemeinen und zu Hefele im besonderen aufzeigen konnte. Erwähnt seien in diesem Zusammenhang etwa das Verhältnis Hefeles zum Ultramontanismus, eine kritische Sicht des wissenschaftlichen Werkes des Kirchenhistorikers, oder die differenzierte Beurteilung der Persönlichkeitsstruktur des Professors und Bischofs.

„Stationen einer Freundschaft“ überschreibt Uwe Scharfenecker seinen Beitrag, der die Beziehungen Hefeles zu den Grafen von Rechberg-Rothenlöwen beschreibt. Die freundschaftliche Verbindung Hefeles zu Graf Albert und dessen Haus erstreckte sich nicht nur auf die persönliche Sphäre. Sie waren Bundesgenossen im Ringen um größere kirchliche Selbständigkeit angesichts eines rigoros praktizierten Staatskirchentums seitens der württembergischen Regierung. Graf Albert unterstützte auch die mit dem Staat in Konflikt geratenen ultramontanen Kreise der Diözese und gewährte zahlreichen Geistlichen Unterschlupf in seinen Patronatspfarreien. Allerdings wurden ihm nach der Scheidung der Geister bei den württembergischen Ultramontanen die intransigenten Vertreter – die sogenannten „Donzdorfer Fakultät“ – zunehmend zur

Last. Interessante Einblicke in das Alltagsleben des Bischofs zeigen die Briefe, die Hefele mit dem Grafen und seiner Familie austauschte. Darüber hinaus gewährte die Freundschaft mit dem gräflichen Haus dem vielgeplagten Bischof einen Ort der Geborgenheit, wo er freimütig sein Herz ausschütten konnte.

Das bekannteste kirchengeschichtliche Werk Hefeles war seine „Conciliengeschichte“. Claus Arnold geht dem kirchenhistorischen Profil dieser großangelegten Darstellung der allgemeinen und partikularen Synoden nach. Vor Jahren hatte sich bereits Karl August Fink kritisch mit dem Konzilswerk Hefeles auseinandergesetzt (Konzilien-Geschichtsschreibung im Wandel? In: Johannes Neumann – Joseph Ratzinger (Hg.): *Theologie im Wandel*. Festschrift zum 150-jährigen Bestehen der Katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Tübingen, 1817–1967, Freiburg i.Br. 1967, 179–189). Arnold kann die Bewertung Finks vertiefen und differenzieren. Hefeles Konziliengeschichtsschreibung trägt einen „voreingenommenen“, apologetischen Charakter. Ignaz Heinrich von Wessenberg hatte eine Darstellung der Konzilien des 15. und 16. Jahrhunderts verfaßt. Seine Intention war dabei, aus den Kirchenversammlungen jener Jahrhunderte Anregungen für Verbesserungen der Kirche seiner Zeit zu gewinnen. Hefele setzte dieser Geschichtsbetrachtung, die von ihm als unfair, befangen und unwahr angesehen wurde, seine eigene Konzeption entgegen. Als Schüler Möhlers war die Kirchengeschichte für ihn eine organische, Gottes ewigem Plan folgende Entwicklung. Im Gegensatz zu Wessenberg wollte er konsequent auf die (gedruckten) Quellen zurückgehen. Sein „kirchlicher Standpunkt“ aber hatte ebenfalls die Absicht, aus der Geschichte die eigene Gegenwart zu rechtfertigen. An drei Beispielen, nämlich dem Konzil von Konstantinopel 381, der Honoriusfrage und dem Konzil von Konstanz, stellt Arnold die Hefele'sche Konzeption auf den Prüfstand, d.h. er fragt, ob für den Konzilien-Geschichtsschreiber die erstrebte Objektivität und der kirchliche Standpunkt tatsächlich zusammengehen. Dabei zeigt sich, daß für Hefele bei der Honoriusfrage und bei der Beurteilung des Konziliarismus in Konstanz (wenn auch mit einigen Wandlungen in den verschiedenen Auflagen) der kirchliche Standpunkt und die Interpretation der Quellen sich doch nicht ganz auf einen Nenner bringen ließen.

Kritik von verschiedener Seite – damals